

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz  
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz  
**Band:** 67 (1958)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Ein Spiegel wird uns vorgehalten  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-975309>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

noch nicht kundig, gab keine Antwort und begann zu schluchzen. Uns folgend hatten sich noch mehr Neger in den stickigen Hof gedrängt; einer davon schuf sich mit Schulter und Ellbogen einen Weg, trat vor uns und sagte: «Loyobè ist weg. Einfach nicht mehr heimgekommen.» Er wies auf die Schwelle: «Das ist seine Frau, die andern sind die Verwandten der Frau — die Eltern und sechs Brüder und Schwestern.» Bekümmertes Schweigen... dann, mit starrem Blick: «Sie wohnen alle da, seitdem Loyobè geheiratet hat. Alle in seinem Zimmer. Seit sechs Monaten. Loyobè hat Schulden. Sehr viele Schulden.»

Wir wussten genug. Wiederum — wie schon oft — hatte eine übertriebene Auffassung von Gastfreundschaft die hoffnungsvolle Laufbahn eines jungen Eingeborenen vernichtet; denn die Gastfreundschaft bedeutet dem Eingeborenen heilige Pflicht. War es im Busch nicht selbstverständlich, dass man sich innerhalb der eigenen oder angeheirateten Sippe besuchte? Maniok wuchs genügend. Der Bananenhain schenkte reiche Frucht. Eine zweite Hütte war neben der eigenen rasch gebaut. Weshalb sollte man den Bruder, den Onkel, den Sohn oder die Tochter nicht auch in der Stadt besuchen? Eines Tages tauchten sie in Léopoldville auf: Vater, Mutter, die Geschwister, deren Kinder. Staunend gehen sie durch das dichte Strassengewirr der Eingeborenenstadt, noch staunender lernen sie das Europäerviertel kennen, das sich, in einem Garten von Palmen und Blumen, fast 25 Kilometer dem Kongofluss entlang zieht. Genügt ein Menschenleben, all das Neue zu sehen und zu begreifen? Aus Tagen werden Wochen, aus Wochen werden Monate. Kein Maniokfeld schenkt seine nahrhaften Knollen, die Bananen sind in der Stadt teuer. Jedes Stück Brot, jede Frucht, jeder getrocknete Fisch, alles, was auf den Tisch des Stadteingeborenen gelangt, muss bezahlt werden. Der Verdienst hält solcher Belastung nicht stand. Die Bedürfnisse der Besucher wachsen, je mehr sie staunend aufnehmen und begreifen. Sorgen beginnen den Gastgeber zu drücken. Er lehnt sich Lebensmittel vom Nachbarn,

Geld von Arbeitskameraden und Freunden. Die Sitte verbietet ihm, den Besuch zur Heimkehr zu bewegen. Sorgen und Schuldenlast werden täglich unerträglicher, der Besuch indessen vergnügt sich in kindlicher Sorglosigkeit... bis eines Tages der Gastgeber verschwunden ist, Schulden und eine ratlose Familie zurücklassend. Fast täglich wird in Léopoldville eine Existenz wegen Gastfreundlichkeit vernichtet.

\*

Vor zehn Jahren noch gab es im Fischerdorf Sant' Angelo auf der Insel Ischia nur wenige Gäste. Das einzige Hotel und die zwei kleinen Pensionen boten damals noch wenig Bequemlichkeit, die nächste Autostrasse lag weit entfernt, und das schnaufende, rauchende, ratternde Motorboot, das das abgelegene Fischerdorf mit der mondänen Welt Ischias verband, bedeutete für verwöhnte Menschen eine Zumutung. So verbrachten denn damals jeweils einige wenige Kunstmaler, Schriftsteller, Psychologen und Ruhebedürftige herrliche Wochen oder Monate der Ungebundenheit und Abgeschiedenheit an einem bezaubernden Meeresstrand. Damals war noch jeder Gast in Sant' Angelo zugleich auch Gast der ganzen Umgebung. Streiften wir durch die Weinberge — als wir dort weilten, war es September — trat uns sicher irgendwo ein Weinbauer entgegen und überreichte uns mit unnachahmlicher Gebärde die schönste Traube, die er mit raschem Blick im Grün der Blätter entdeckt und für uns geschnitten hatte. Wanderten wir bergan, um — die hügelige Insel überquerend — ein paar Stunden bei Freunden in Forio oder Porto d'Ischia zu verbringen, konnten wir sicher sein, in ein Haus gerufen und mit einem Glas Wein oder einer Frucht bewirtet zu werden. Rein um der Gastfreundschaft willen. Eine Gegengabe hätte sie, die uns mit schönstem Anstand bewirteten, tief verletzt. Heute soll Sant' Angelo viel von seinem einstigen Zauber verloren haben; immer mehr wächst es sich zu einem Fremdenkurort aus. Damit wird auch die schöne Gastfreundlichkeit der Bevölkerung immer mehr verschwinden.

## EIN SPIEGEL WIRD UNS VORGEHALTEN

Die Frage «Ist der Schweizer ungastfreundlich?» hat uns in den letzten Wochen in besonderem Masse beschäftigt; wir haben sie vielen Menschen verschiedensten Schlages und aus den verschiedensten Kreisen vorgelegt und versuchen nun nachfolgend, die Mannigfalt der Meinungen zusammenzufassen.

Vorausschicken möchten wir, dass, nach den Erzählungen der Ungarn, die Gastfreundschaft in

ihrem Lande viel natürlicher, selbstverständlicher und auch herzlicher sein muss als bei uns. Dort würden keine Umstände gemacht; der Gast sei jederzeit willkommen. Er komme zumeist unangemeldet, einfach schnell zu einem kleinen Gespräch, wenn er gerade dazu Lust verspüre. Befinde man sich gerade beim Essen, werde ein weiteres Gedeck aufgelegt. Ganz unkompliziert. Das sei es, was sie bei uns vermissen.

Aus unserer Befragung geht hervor, dass wir nicht eigentlich ungastfreundlich sind, dass wir sogar sehr gastfreundlich sein möchten, dass sich aber unserer Art der Gastfreundschaft die verschiedensten Umstände entgegenstemmen. Denn uns gebricht es — natürlich mit recht vielen Ausnahmen, besonders bei der jüngeren Generation — an der frischen Spontanität, jeden hereinschneienden Gast zu jeder Tages- und Abendstunde mit immer gleichbleibender Herzlichkeit aufzunehmen. Es ist besonders die überlastete Schweizer Frau, in manch einem Fall auch der Mann, die sich sehr kategorisch gegen einen ständigen «Ueberfall» durch unangemeldete Besucher verwahren. «Das geht mit kleinem Bekanntenkreis», sagte uns eine Frau, «doch stellen Sie sich die Plage bei einem grossen Freundes- und Bekanntenkreise vor? Man wäre ja nie mehr allein!» Und eine Mutter von fünf Kindern, alle im schulpflichtigen Alter, ohne Haushalthilfe: «Ich empfange gerne Gäste und raffe mich dazu auch regelmässig auf, um eine Anzahl Freunde zu einem Nachtessen einzuladen, das ich dann jeweils auch hübsch vorbereite und mich mit der übrigen Arbeit darauf einrichte. Unerwartete Gäste aber schätze ich nicht. Meine Tage sind zum Bersten angefüllt. Lässt mir der Haushalt ein wenig Zeit, beanspruchen mich die Kinder. Ich höre ihnen die Aufgaben ab, rechne mit dem Aeltesten, ermuntere den Jüngsten zum Lesen, tröste das Töchterchen, das sich wegen einer Freundin grämt, und abends helfe ich meinem Mann, der schriftstellert oder fürs Radio einen Text schreiben muss und ihn mir in die Schreibmaschine diktiert. Alle diese Aufgaben sind unaufschiebbar. Schneit ein Gast herein, muss die mit ihm verbrachte Zeit nachgeholt werden. Um sechs Uhr früh muss ich aber wieder aufstehen. Sie begreifen wohl, dass ich den uneingeladenen Gast nicht eben segne.»

Deshalb sind es ja wohl meist Alleinstehende sowie kinderlose oder ältere Ehepaare, die den unangemeldeten Gast nicht ablehnen, sofern sie nicht Geistesarbeiter sind oder sich sonst in eine Arbeit vertieft haben, die der Konzentration bedarf und nicht unterbrochen werden sollte.

Keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt natürlich auch kinderreiche Familien, in denen sich die Mutter sehr rasch umzustellen und den Gast mit natürlicher Herzlichkeit zu empfangen vermag, ohne sich zu einem freundlichen Gesicht zwingen zu müssen. Aus der Befragung zeichneten sich drei Gruppen ab, die einen unangemeldeten Gast mit derselben Selbstverständlichkeit empfangen wie den angemeldeten und erwarteten. Das sind die Familien, deren Mutter aus einem Lande stammt, in dem Gastfreundschaft selbstverständlich ist, wo also eine alte Tradition besteht. Sie vermag sich sofort umzustellen, vom Gast aber wird erwartet, dass er alles nimmt wie er es eben antrifft, sie empfängt mit Charme und Gelassenheit auch dann, wenn ihr das

Jüngste soeben das ganze Kleid mit Konfitüre verschmiert oder der Junge die gute Stube mit Bauklötzen übersät hat.

Es gibt mehr Schweizer Familien als manche annehmen, in denen die Tradition schöner Gastfreundschaft gepflegt und an die Kinder weitergegeben wird. Diese gedeiht dort am besten, wo das Herz und nicht der Intellekt vorherrscht und wo eine Mutter im wahrsten Sinne des Wortes liebender und sorgender Mittelpunkt bedeutet, ohne viel für sich selbst zu verlangen. Eine solche Frau entfaltet sich erst richtig in der ungezwungenen menschlichen Begegnung, sie spricht die natürliche Sprache, die ohne Worte von Seele zu Seele redet, und hereinschneiende Besucher finden stets freundliche Aufnahme. Da ist zum Beispiel die Frau eines Professors, der die Gewohnheit hat, häufig Gäste heimzubringen, ohne dass er sie vorher benachrichtigt, und doch gibt es nicht die geringste Aufregung, obwohl sie ohne Hilfe ist. Suppe kocht sie meistens reichlich, holt dazu noch eine Büchse aus dem Keller als Vorspeise, und ohne Verzögerung können sich jeweils Gast und Familie an den Tisch setzen.

Junge Alleinstehende in eigener Kleinwohnung sind oft noch so unkompliziert und wendig, dass sie ein «aufkreuzender» Gast nicht aus der Bahn wirft. Wir denken unter vielen andern an Hans, einen jungen Journalisten, der eine winzige eigene Dachwohnung in der Altstadt bewohnt und in seinem Erlebnishunger und seiner Lebensfreundlichkeit abends sehr gerne Gäste empfängt, die ihm — wie er sagt — immer ein Stück von ihrem Leben als Gastgeschenk bringen. Dort werden aktuelle Fragen diskutiert, Geschehnisse analysiert, Konzerte und Gemäldeausstellungen kritisiert; sie fühlen sich dabei sprudeldebendig. Nie lädt Hans ein. Es kommt und geht wer will. Auf einem Tischchen stehen spanische Nüsschen, und je nach seinen Einnahmen auch Fruchtsäfte, Wein und etwas Gebäck bereit, und jeder weiss, dass er unaufgefordert zugreifen darf, solange noch etwas da ist. Sind einige für solches Naschwerk zu hungrig, kocht er eine Steinpilzsuppe — das ist seine Spezialität — und legt dazu genügend Brot aufs Tischchen. Das ist die Art des Empfangs, wie sich ihn die Ungarn wünschen. Wenn man richtig sucht, findet man ihn auch bei uns.

Er dürfte indessen nicht die Regel sein. Auch spontanes Einladen eines Fremden scheint nicht die allgemeine Eigenart des Schweizers zu sein, wie aus der folgenden kleinen Begebenheit zu schliessen ist. Ein französischer Schriftsteller hatte nachmittags einen so ausgezeichneten Vortrag in einem Berner Frauenklub gehalten, dass eine Zuhörerin am Schluss spontan zu ihm ging und ihn zum Nachtessen in ihr Heim einlud, ihr Mann würde sich freuen, ihn kennen zu lernen. Freudig sagte der

Franzose zu, ein Anflug von Verwunderung lag in dessen in seiner Stimme: «Mais, Madame, vous n'êtes pas Suisses, je pense... Oui? Mais comment...» Es war ein sehr anregender, wertvoller Abend. «Ich halte seit Jahren Vorträge in der Schweiz», erzählte er lächelnd, «und bin bisher noch nie eingeladen worden. Man spricht hier zu den Menschen und verschwindet ohne Echo und verbringt einen tristen Abend im Hotelzimmer.»

Weshalb? Auch da haben sich die verschiedensten Gründe aus der Befragung herauskristallisiert:

Viele folgen dem Zuge ihres Charakters, bei Einladungen das Beste zu bieten. Diese Gewohnheit ist gerade bei älteren Ehepaaren, die eine bestimmte gesellschaftliche Stellung einnehmen, zu altein gewurzelt, als dass sie sich ändern liesse. Manche wollen auch weiter greifen, als ihr Arm eigentlich reicht, und all das erfordert sehr viel Arbeit der Vorbereitung. So wird denn, aus Scheu vor dieser Mehrarbeit, zumal in einem Haushalt ohne Hilfe, mit den Einladungen gekargt.

Dann gibt es aber auch die Elternpaare, die ausschliesslich nur ihrer engsten Familie leben und sich im still dahinfliessenden Familienleben am glücklichsten fühlen. Sie sperren sich gänzlich vom Leben ausserhalb der Familie ab, werden mit dem Alter immer wortkarger und leben oft, als ob ihnen die Augen verbunden wären.

Auch allzu enge häusliche Verhältnisse können die schweizerische Art der Gastfreundschaft beeinträchtigen, vor allem dann, wenn ein zu grosser Aufwand angestrebt wird und das Einkommen nicht reicht, diese Fassade zu bezahlen.

Dann gibt es auch die Trägen und Bequemen. Sie würden sehr gerne ab und zu Gäste empfangen, können sich aber ganz einfach nicht dazu auffassen, so viel Mehrarbeit auf sich zu nehmen. Ja, wenn eine Hilfe ihnen die Vorbereitungen abnähme! Dann sehr gerne. Aber so... aufatmend geniessen sie nach einem Entschluss, nicht einzuladen, den Abend mit einem Buch oder mit Musik, als ob sie einer Gefahr entronnen wären.

Viele Familien laden grundsätzlich nur den gleichen Kreis Menschen, die ihrer sozialen Stellung entsprechen, ein und werden von ihnen wieder eingeladen; sie bilden einen in sich geschlossenen Kreis, in den keiner sonst einzudringen vermag. Wie schön und begrüssenswert sind dagegen Einladungen, wie sie zum Beispiel ein Berner Reise- und Jugendschriftsteller regelmässig in ungezwungener Buntheit durchführt und immer wieder neue Kreise dazu einlädt! Er bringt es wahrhaftig fertig, bis zu vierzig Personen in seinem kleinen Haus so unterzubringen, dass sie sich herrlich unterhalten und wahren Gewinn davon heimtragen. Alles wickelt sich denkbar unkompliziert ab. Eingeladen werden gleichviel Frauen wie Männer; er scheut sich aber nicht, auch alleinstehende unverheiratete Frauen und Männer zu sich zu bitten. Jeder Mann bringt eine Flasche Wein mit; das Essen, Mineralwasser und Fuchsäfte werden vom Gastgeber gespendet. Das grosse Wohnzimmer weist vorerst «Konzertbestuhlung» auf; denn als Auftakt des Abends wird jedes mal ein Vortrag von Rang, sehr oft mit Lichtbildern, geboten. Wenn die Stühle nicht reichen, wird improvisiert, und da müssen ab und zu auch Schlitzen als Sitzgelegenheit für die Jüngsten dienen. Nach dem Vortrag holt sich jede Frau in der Küche eine am Nachmittag vorbereitete Picknickdüte, die



Zeichnung von Margarete Lipps, Zürich

nicht nur die Verpflegung für zwei Personen, sondern auch die Beschreibung des Partners für den weiteren Abend enthält, und so beginnt denn sofort ein fröhliches Raten, bis der Partner gefunden worden ist, mit dem sich die Frau irgendwo zum gemeinsamen Schmause niederlässt, sei es auf bequemen Stühlen, sei es auf der Eckbank, sei es auf dem mit Kissen belegten Schlitten. Durch das Erraten des Partners hat man sich rasch auf fröhliche und unbeschwerde Weise kennengelernt, der Vortrag hat das Gespräch in eine bestimmte Bahn gelenkt, jeder weiss etwas Interessantes beizufügen, die ungewogene Art des Picknicks, bei dem sich jeder selbst mit Getränken bedient, so dass sich der Gastgeber und seine Frau sozusagen selbst als Gäste fühlen können, all das trägt dazu bei, dass eine schöne Stimmung der Gemeinschaft entsteht.

Auch Kinderfreundschaften vermögen ab und zu einen allzu eng gezogenen Kreis zu sprengen. Durch die Kinder lernen sich die Eltern kennen, finden Gefallen aneinander und laden sich gegenseitig ein. So gelangt da und dort auch ein Diplomatenpaar, dessen Kinder den öffentlichen Kindergarten oder die Volksschule besuchen, als gern gesehene Gäste in einen Kreis interessanter Schweizer Familien, denn Kinder reissen die dicksten Mauern ein. Und wenn sie noch besonders anmutig sind... Ein ganzes Quartier Berns erfreute sich — um nur ein Beispiel aus vielen zu nennen — an den kleinen Kindern eines indischen Ehepaars; diese filigranzarten Kinder, das kleine Mädchen im buntseidenen Sari, besuchten den Kindergarten, und manch ein Mutterherz schlug höher, wenn das entzückende Geschwisterpaar zwitschernd und plaudernd Hand in Hand in den Kindergarten schlenderte. Beide Kinder liebten die Kindergärtnerin Fräulein Pfister genau so heiss wie ihre Schweizer Kamerädelin, und sie waren genau so beglückt, wenn sie ihr entgegenkamen, um die Umschwärzte in den Kindergarten zu begleiten. Mit tanzenden Augenlichtern und Wärme erzählte uns eine junge Frau von diesen fremden Kindern: «Sie trippelten eines morgens an meinem Garten vorbei, als ich Blumen für den Mittagstisch schnitt, zart, gesittet, entzückend wie immer, als der etwa sechsjährige Junge plötzlich zu laufen begann, das Schwesternchen wild nach sich ziehend, und im schrillsten Berner Schuljargon den nachfolgenden Buben zuschrie: «Secklet, Giele, secklet, d'Frölein Pfister chunnt!» (Rennt, Buben, rennt...) Dass sich die Herzen der Mütter auch den Eltern der beiden Kinder öffneten, versteht sich von selbst.

Auf dem Lande, besonders in den sehr abgelegenen Berggegenden, finden wir wieder gänzlich andere Verhältnisse als in der Stadt, die indessen ebenfalls nicht verallgemeinert werden dürfen, da wiederum von Landesteil zu Landesteil und besonders zwischen einer Gegend mit Fremdenindustrie und einer gänzlich abgelegenen Gegend, wo selten

Fremde auftauchen, grosse Unterschiede herrschen. Fast überall werden Verwandte mit natürlicher Selbstverständlichkeit an den Tisch geladen, Fremden gegenüber zeigt man sich aber in der Regel zurückhaltend, oft sogar misstrauisch. In den Fremdenkurorten erwartet man nichts anderes, als dass der Fremde für alles, was er geniesst, bezahlt. In wilden Berggebieten, wo noch keine Gasthäuser zu finden sind, scheint eine gewisse Gastfreundschaft durch das rauhe Klima, die oft jäh einfallende unbarmherzige Kälte und andere Unbill begünstigt zu sein. Dort öffnet man dem Fremden noch das Haus, um ihm Schutz zu bieten. Doch oft ist diese Gastfreundschaft nicht licht und warm, sondern von Misstrauen und einer tief sitzenden merkwürdigen Feindseligkeit verdüstert. Es wäre interessant, einmal dieser Quelle der angeborenen, von früheren Geschlechtern übernommenen Feindseligkeit nachzuspüren.

Noch vieles liesse sich über das sehr packende Thema sagen, doch müssen wir es aus Platzmangel verlassen. Abschliessend darf festgestellt werden, dass wir auf beiden Seiten, sowohl bei den Ungarn als auch bei den Schweizern, auf viel Verständnis für die Schwierigkeiten der beidseitigen Anpassung gestossen sind. Manch ein Ungar gibt sich die grösste Mühe, uns von unserer Lebensweise aus zu verstehen. So sagte uns einer: «Heute verstehe ich den Schweizer viel besser als vor zwei Jahren, und ich billige seinen Fleiss und seine Sparsamkeit, die viele von uns vorher abgelehnt haben. Ich weiss heute, dass die Schweiz nur deshalb wohlhabend ist, weil das Volk hart arbeitet und spart. Wir Ungarn haben das Sparen verlernt, und das hat einen ganz bestimmten Grund. Die beiden Weltkriege und die Revolution haben uns in eindrücklichster Sprache eingehämmert, dass die materiellen Güter keinen Bestand haben. Sobald man die grundlegendsten Unterschiede zwischen den Schweizern und Ungarn richtig erfasst und die Gründe, die dazu geführt haben, anerkennt und ehrt, vermag man in der Schweiz sehr glücklich zu sein.»

Die meisten befragten Ungarn bedauerten, dass ihre wenigen Landsleute (vier bis sechs Prozent je nach Kanton), die sich schlecht aufgeführt, allen Ungarn geschadet haben. Sie wünschen von Herzen, dass der Schweizer unterscheide und die wirklich guten und tüchtigen Ungarn — und sie sind in der überwältigenden Mehrzahl — nicht in denselben Tiegel werfe wie die Schwierigen und Unangepassten, über die sie sich weit erbitterter äussern als wir Schweizer.

In erfreulicher Weise hat die Befragung gezeigt, dass manch eine Familie gerne einen Ungarn in ihren Kreis einladen möchte, wenn man ihr dazu den Weg zeigt. Vielleicht bedarf es einer Stelle, die diese Vermittlung übernehme. Wäre das nicht eine Aufgabe des Jugendrotkreuzes (Mittelschüler)?